

sie diesen Anblick; sieht man aber näher zu, so treten bestimmte Grundlinien hervor, die auf eine geringe Anzahl von Schnittpunkten zurückzuführen, und diese stehen ihrerseits in einem engen Zusammenhang, so daß die Auffassung in einem Punkte notwendig andere nach sich zieht. Diese Grundlinien aufweisen, sie bis zu ihrem Ausgangspunkte zurückverfolgen und da zu einer eindeutigen, durch die Sache geforderten Entscheidung kommen: das wollen die drei vorliegenden Werke.

Caspar Nink S. J.

Stirbt das deutsche Volkslied?

Zwei Ansichten über das Volkslied im allgemeinen, über das deutsche Lied im besondern stehen sich schon seit mindestens 150 Jahren scheinbar unverföhnlich gegenüber: die eine verkündet den nahe bevorstehenden Untergang, die andere betont die unverwüßliche Lebenskraft dieser Gattung. Wer hat nun recht? Die Vertreter der ersteren Auffassung können sich auf eine große Anzahl von erstklassigen Autoritäten auf dem Gebiete der folkloristischen Forschung berufen, die den unaufhaltsam fortschreitenden Niedergang des gesunden Volksliedes mit großem Bedauern feststellen und sein baldiges Erlöschen mehr oder weniger bestimmt voraussagen. Sie dürfen für ihre Ansicht sogar Herder, den jungen Goethe und die alten Romantiker zitieren, die schon im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Klage über das Verschwinden des von ihnen so hochgeschätzten Volksliedes anstimmten. Was die Gegenwart betrifft, so läßt sich gewiß nicht leugnen, daß dem Volkslied eine Menge von Feinden erstanden sind, die neuestens Alfred Göge in seiner knappen Studie: *Das deutsche Volkslied* (Leipzig 1929) im einzelnen aufzählt: „Die Großstadt mit Fabrik, Operette und Singeltangel, die Schriftsprache mit Schule, Volksbücherei und Gesangverein, das Dorfwirtshaus mit städtischem Ehrgeiz, Grammophon mit sanglosem Rundtanz, nicht zuletzt die Polizei. . . Über diese Einzelgegner hinaus bleibt aber die weit- aus gefährlichste Feindin die gemeinsame Stimmung der Neuzeit: die Not des Le-

bens und die atemlose Arbeit fern von der Natur und den frischen Quellen aller Dichtung“ (S. 126).

Aber Göge, der die Berechtigung jener Klagen innerhalb gewisser Grenzen nicht verkennet, ist doch der festen Zuversicht, daß die düstern Prophezeiungen sich nicht erfüllen werden. Schon die einfache Tatsache, daß trotz aller seit anderthalb Jahrhunderten geäußerten Befürchtungen und schwarzen Ankündigungen das Volkslied heute noch lebt, läßt ihn hoffnungsvoll in die Zukunft schauen. Während z. B. der junge Goethe im Jahre 1771 mit Mühe noch etwa ein Duzend alte Volkslieder im Elsaß von ganz alten Leuten erfuhr und sammelte, hat reichlich ein Jahrhundert später der Folklorist Curt Mündel 256 elsässische Lieder veröffentlicht und gleichzeitig diese Zusammenstellung nur als eine enge Lese von sehr viel größeren bereits veröffentlichten Sammlungen bezeichnet (Straßburg 1884). Ein recht interessantes Faktum, wozu Göge nicht ohne Humor bemerkt: „Nun können doch auch die ältesten Mütterchen nicht ewig leben, und Mündels Gewährsleute waren noch gar nicht geboren zur Zeit, da die Goethischen starben. Auch die Gattung der vielberufenen alten Weiber wächst stetig aus jüngeren Geschlechtern nach, und ganz reißt der Faden der Überlieferung nicht so leicht ab, auch nicht in unserer Zeit, die so gern schnellebige genannt wird und dabei doch genau so schnell und genau so langsam lebt wie jedes Geschlecht vorher oder nachher“ (S. 115 f.).

Daß die Ansicht vom Untergang des Volksliedes so viele Anhänger finden konnte, kommt, wie Göge wohl zutreffend betont, zum Teil von der Unsicherheit über den Begriff des Volkslieds. „Der eine meinte unter Volkslied das Einzellige: das sah er untergehen und sprach das aus. Der andere, der solche Äußerungen aufnahm, verstand unter Volkslied die Gattung, die aus der Summe der Einzelliger sich ergebende Gesamtheit, und gelangte damit notwendig zu seinem Irrtum.“

Niemand dürfte bestreiten, daß sich das Volkslied wandelt, wie sich die Mentalität

des neuzeitlichen Menschen verändert hat und noch fortwährend wandelt: „Die Schriftsprache ist unter den veränderten Bildungs- und Verkehrsverhältnissen in raschem Vordringen begriffen, darum wird die Mundart auch im Volksgesang zurückgedrängt. Die Einwanderung von Liedern gebildeter Verfasser in den Volksmund ist durch Schule, Vereinsleben, Buchdruck und Buchhandel, Eisenbahn und Einfluß der großen Städte erleichtert, der Schritt von der Bildungswelt zum Volk wird von Jahr zu Jahr kürzer, die nötigen Veränderungen vom Kunstlied hinüber zum Volkslied werden damit unbedeutender und schonender. Das Volk liest mehr Bücher als früher, damit werden die Quellen, aus denen neuer Stoff in den Volksgesang einströmt zum Ersatz des Verlorenen, mehr und mehr literarisch, die Ansprüche an den Inhalt werden größer, auch die Melodien können sich leichter einmal von der strengen Schlichtheit entfernen, die sonst Gesetz war. Dabei kann wohl der Hauch des Kindlich-Naiven hie und da verloren gehen, dafür fällt aber ein Schimmer neuer Geistesbildung auch über das Volkslied der Neuzeit und zugleich doch auch ein starker Zuwachs an Gefühlsnahrung. Daß weniger Gefühlsinhalt im Volksleben der Gegenwart stecke als in früheren Zeiten, ist darum nicht zuzugeben. Auch darin liegt der Unterschied nicht, daß etwa die Äußerung des Gefühlslebens sparsamer geworden wäre: angefichts der sozialen Fürsorge und der werktätigen Nächstenliebe unserer Tage ist eine solche Deutung unmöglich. Aber soviel ist richtig: ein sehr viel größerer Teil dieses Gefühlslebens als sonst sucht sich einen andern Ausdruck als im Volkslied. Es drängt mehr auf die Tat hin als auf Worte, und soweit es an Worte und literarische Form gebunden bleibt, nimmt das gedruckte Buch dem gesungenen Lied einen Teil seines alten Raums weg. Die Volksbücherei wirkt hier entschieden dem Volkslied entgegen“ (S. 124 f.).

Trotzdem lebt das Volkslied weiter, ja es wird durch solche sachliche Gegnerschaft, wie Göge meint, sogar in mancher Hinsicht gefördert: „Stets erwächst aus der neuen Gefühlsnahrung auch im Lied neuer Gefühlsausdruck, es kann reicher und edler werden dadurch. Wo aber der Boden härter und realer geworden ist, da wird auch das Volkslied mehr Wirklichkeitsgehalt gewinnen, vielleicht auch einmal an Feinheit und Zartheit gegen früher verlieren. Umgestaltung des Volksliedes ist überall zuzugeben, sterben wird es darum nicht“ (S. 125).

Das gilt freilich nur von der Gattung, nicht von den einzelnen Liedern; denn diese teilen das Los alles Schrifttums; sie verschwinden im Laufe der Zeit naturnotwendig, mögen auch einige besonders beliebte unter ihnen es auf hundert und mehr Jahre bringen. „Wenn aber für die absterbenden alten Lieder beständig neue nachwachsen, ist die Gattung als solche nicht bedroht. So ist es notwendig, daß jeder seinen Begriff vom Volkslied genau umschreibt, damit er nicht am andern vorbeiredet“ (S. 129).

Diesen Gedankengängen kann man im allgemeinen beipflichten. Einwände, die sich gegen einzelne Behauptungen erheben lassen — der Satz über die Verdrängung der Mundarten gilt z. B. für die Schweiz nicht —, vermögen im großen und ganzen daran nichts zu ändern. Aber wenn Göge verlangt, „daß jeder seinen Begriff vom Volkslied genau umschreibt“, so ist damit auch wieder Tür und Tor für die verschiedensten abweichenden Meinungen geöffnet; es dürfte sich dann zeigen, daß kaum zwei oder drei Forscher sich miteinander über eine klare unzweideutige Definition zu einigen vermögen. Manch einer von ihnen wird jedenfalls geneigt sein, Göges Ausführungen im 1. Kapitel über Begriff und Wesen des Volksliedes (S. 5—29) fast auf jeder Seite mit Fragezeichen zu versehen.

Alcis Stöckmann S. J.